

Michael TEICHMANN, Mensch und Landschaft im südwestlichen Latium in der römischen Antike. Phoibos Humanities Series 6. Wien: Phoibos Verlag 2017, 234 S., 88 Farbtafeln

Die hier zu besprechende Monographie „Mensch und Landschaft im südwestlichen Latium in der römischen Antike“ stellt die leicht überarbeitete Fassung der Dissertation von Michael Teichmann (im Folgenden T.) dar, die er im Winter 2016/17 an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am Institut für Geoarchäologie eingereicht hat. Der Phoibos Verlag strebt mit der Serie „Phoibos Humanities Series“ eine Doppelstrategie an und vertreibt das Werk sowohl als gedrucktes Buch (89 €) wie auch als E-Book (59 €). Möglicherweise erklärt sich so der Verzicht auf einen Index, da das maschinenlesbare E-Book einen solchen theoretisch überflüssig macht. Da der Rezensent mit dem gedruckten Buch gearbeitet hat, fiel das Fehlen eines Indexes doch negativ ins Gewicht.

Auf 175 Seiten plus 88 Farbtafeln hat T. es sich zum Ziel gesetzt „... in einem interdisziplinären Ansatz ... das komplexe Verhältnis des Menschen zur ihn umgebenden Landschaft im südwestlichen küstennahen Latium ...“ zu untersuchen und „... ein möglichst breites Spektrum natur- und geisteswissenschaftlicher Quellen ...“ (S. 11) zu berücksichtigen. Diesem Ansatz verpflichtet bemüht T. ein weites Spektrum an Fragestellungen, Analysemethoden und theoretischen Ansätzen, die er alle anhand des Beispiels des südwestlichen Latiums diskutiert. Das Untersuchungsgebiet reicht von Rom und dem Tiber-tal im Norden bis nach Terracina im Südosten und wird östlich von den Albaner, Lepiner und Ausoner Bergen begrenzt (S. 12 mit Taf. 2). Die Arbeit ist aufgrund der Vielzahl der angesprochenen Methoden und der aufgeworfenen Fragen in ihrer grundsätzlichen Ausrichtung und ihrem Bemühen wegweisend. Gerade in Zeiten, in denen die digitalen Geisteswissenschaften massiv Einzug an den deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen halten, müssen traditionelle und neue methodische Ansätze in einem Nebeneinander am Material erprobt werden. Ein solches Unterfangen, wie T. es unternimmt, ist eine Herkulesaufgabe, da es die sichere Beherrschung vieler verschiedener Disziplinen oder wenigstens deren Grundverständnis erfordert. Dass es sich um keine „klassische“ altertumswissenschaftliche Dissertation aus dem deutschsprachigen Raum handelt, zeigt schon die Verwendung des Harvard-Zitier-Systems, die in den deutschsprachigen Altertumswissenschaften sehr ungebräuchliche Verwendung der ersten Person Singular (S. 12, 14, 69 Anm. 2, 76, 148) und das Fehlen der Vornamen von Forschern im Fließtext, deren Werke nicht zitiert werden (s.u.). Braudel und Crawford mögen noch bekannt

sein, doch bei Watts (S. 69) muss der Leser mutmaßen und länger recherchieren, dass Tracy Watts von der University of California gemeint ist.

Die Untersuchung ist in elf Abschnitte unterteilt. In der „Einleitung“ (S. 11-15) umreißt T. die Intention seiner Arbeit, grenzt grob das Untersuchungsgebiet ein, zählt seine Forschungsfragen auf und äußert sich kurz zu Methode und Struktur der Untersuchung. Schon hier tritt eines der Hauptprobleme der Arbeit zu Tage: Es werden 24 „zentrale Forschungsfragen“ (S. 13-14) aufgeworfen, die T. zu bearbeiten gedenkt. Eine übergeordnete Fragestellung wird nicht formuliert.

Es folgt der Abschnitt „Landschaftsarchäologie in der nationalen und internationalen Forschung“ (S. 17-28), der wohl eine klassische Forschungsgeschichte ersetzt, was angesichts des breiten methodischen Ansatzes der Arbeit sinnvoll ist. T. unternimmt in diesem Abschnitt den Versuch, die Methode der „Landschaftsarchäologie“ als „Supradisziplin“ (S. 28) zur Vereinigung aller anderen Methoden wie Siedlungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Geoarchäologie sowie Archäogeografie (S. 18) zu etablieren. Dafür konzentriert T. sich auf die Entwicklung der „Landschaftsarchäologie“ in der angloamerikanischen, italienischen, niederländischen und deutschen Forschung. T. benennt wichtige Akteure und Strömungen für die Herausbildung der eigenen Methode (bspw. Osbert Crawford, Fernand Braudel, die „New Archaeology“, den „Prozessualismus“ und den „Post-Prozessualismus“), aber lässt die jeweiligen Forscher leider nicht zu Wort kommen, und beruft sich stattdessen auf Sekundärzitate und Zusammenfassungen. Wenn man allerdings wie T. die Forschungstraditionen nachzeichnen will und versucht zu zeigen, dass die eigene Methode eine holistische Vereinigung aller anderen Methoden ist, wäre eine Konsultation der zentralen Untersuchungen der vereinigten Methoden wünschenswert. Deshalb wäre es angeraten gewesen bei einer Beurteilung der methodischen Entwicklung der italienischen „Landschaftsarchäologie“ Süditalien und Sizilien nicht auszublenden. Zu nennen wäre hier beispielsweise Oscar Belvedere, der sich schon in den 1980ern Gedanken über Methoden der „Landschaftsarchäologie“ gemacht hat¹. In der Rezeption angelsächsischer Literatur kommt ein Autor, der sich mit einem solchen Themengebiet befasst, nicht an Susan Alcock oder Joseph Coleman Carter vorbei², die man beide allerdings vergeb-

¹ In Auswahl: O. Belvedere et al. (Hgg.), *Himera*, 3,1. *Prospezione archeologica nel territorio* (Rom 1988) 1-16.

² Nur in Auswahl: S. Alcock, *The More Unusual Dots on the Map: "special-purpose" Sites and the Texture of Landscape*, in: P.G. Bilde – V.F. Stolba (Hgg.), *Surveying the Greek Chora: the Black Sea Region in a Comparative Perspective* (Aarhus 2006) 27-46; S. Alcock – J.F. Cherry (Hgg.), *Side-by-Side Survey: Comparative Regional Studies in the Mediterranean World* (Oxford 2004); J.C. Carter, *The Chora of Metapont* 1-4 (Austin 1998-2012).

lich in T.s Literaturverzeichnis sucht. Die Entscheidung, die niederländischen Forschungen stark in den Fokus zu rücken, ist angesichts des Themas und des Arbeitsgebietes verständlich. Jedoch reicht die Konzentration auf das vorbildliche Groninger „Pontine Region Project“ von Peter Attema³ nicht. Wenigstens die Arbeiten von Gert Burgers und Tessa Stek sollten angesichts des vielfältigen Spektrums der niederländischen Unternehmungen im Bereich der „Landschaftsarchäologie“ Italiens wenigstens Erwähnung finden⁴.

Weiter überrascht es schon, dass T. der deutschsprachigen Landschafts- und Siedlungsarchäologie eine geringe Methodenreflexion unterstellt (S. 28), ohne die methodischen Einlassung bspw. von Hans Lohmann, Johannes Bergemann oder Franziska Lang überhaupt, oder wenn nur sehr peripher, zu besprechen⁵. Wie gewinnbringend eine Beschäftigung mit der historischen Kartographie, die T. komplett ignoriert, sein kann, hätte T. bei einer kritischen Auseinandersetzung mit Lohmann und Bergemann feststellen können. Beide Projekte konnten mit Hilfe historischer Karten und Reiseberichten Informationen zu Landschaftsveränderungen und Wegführung gewinnen, und dadurch eigene Beobachtungen um eine historische Perspektive ergänzen. Eine so grundsätzliche Kritik, wie die von T., verbunden mit dem Versuch der methodischen Begründung einer „Supradisziplin“, verlangt einfach einen Blick über die eigene Forschungsregion hinaus. Selbstverständlich ist es schier unmöglich alle Einlassungen zur „Landschaftsarchäologie“ innerhalb eines zeitlich vernünftigen Rahmens zu überblicken, doch ist es dann angeraten, den eigenen An-

³ Auch von Attema fehlen wichtige Beiträge wie bspw. folgender Sammelband: P. Attema – G. Schörner (Hgg.), *Comparative Issues in the Archaeology of the Roman Rural Landscape: Site Classification between Survey, Excavation and Historical Categories*, JRA Suppl. 88 (Portsmouth 2012).

⁴ Nur in Auswahl: G. Burgers, *Sanctuaries and Rural Expansion in Mid-Republican Italy: A Landscape Archaeological Approach*, in: Ders. – T. Stek (Hgg.), *The Impact of Rome on Cult Places and Religious Practices in Ancient Italy* (London 2015) 157-168; T. Stek, *An Early Roman Colonial Landscape in the Apennine Mountains: Landscape Archaeological Research in the Territory of Aesernia (Central-Southern Italy)*, *Analysis Archaeologica: An International Journal of Western Mediterranean Archaeology* 1, 2015, 229-282.

⁵ Nur in Auswahl: H. Lohmann, *Atene – Forschungen zur Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur des klassischen Attika* (Köln 1993) 7-48; J. Bergemann, *Der Gela-Survey. 3000 Jahre Siedlungsgeschichte in Sizilien* (München 2010) 11-38; F. Lang, *Interdisziplinäre Landschaftsforschungen im westgriechischen Akarnanien. Bericht zu den Kampagnen des Plaghiá-Halbinsel Survey-Projektes 2000–2002*, AA 2007/1, 95-178. Hingegen rezipiert hat T.: H. Lohmann, *Quellen, Methoden und Ziele der Siedlungsarchäologie*, in: A. Vött – T. Mattern (Hgg.), *Mensch und Umwelt im Spiegel der Zeit. Aspekte geoarchäologischer Forschungen im östlichen Mittelmeer* (Wiesbaden 2009) 27-74 und F. Lang, *Zurück nach Arkadien? Möglichkeiten und Grenzen der Landschaftsarchäologie*: M. Heinze et al. (Hgg.), *Zwischen Erklären und Verstehen? Beiträge zur erkenntnistheoretischen Grundlagen archäologischer Interpretationen* (Münster 2003) 79-95.

spruch realistisch zu formulieren und mit Kritik an anscheinend Unbekanntem zu sparen.

Besonders kritisch ist der dritte Abschnitt „Historischer Überblick“ (S. 29-38) zu sehen, in dem T. sich den antiken Quellen und der historischen Literatur zuwendet: Die so spannende, mythisch konstruierte Verbindung zwischen Latium und Rom anhand der Quellen nachzuzeichnen (S. 29) ist ein methodisch legitimer Ansatz, allerdings sollte wenigstens kurz die Sekundärliteratur⁶ zum Hintergrund des Narrativs der Verbindung zwischen Troja und Rom und den Penaten aus Lavinium als Mittler bemüht werden. Nur so können die Überlieferungen von Livius und Vergil kritisch hinterfragt werden. Da der jährliche Pilgerzug der wichtigsten Beamten und Priester der Stadt Rom nach Lavinium eben auch ein ritueller Akt der (Kult-)Landschaftserfahrung und des symbolischen Verlassens der urbanen Metropole war⁷, wäre wenigstens eine Erwähnung zu begrüßen gewesen.

Ebenso kann es nicht genügen die historische Entwicklung Latiums anhand der Quellen nachzuerzählen (S. 30-38) und als quellenkritisches Hauptkorrektiv die veraltete zweite Auflage von Jochen Bleickens „Geschichte der römischen Republik“ von 1982 (2004 ist die sechste Auflage erschienen) ergänzt um sehr ausgewählte Literatur, zu bemühen. T. versucht sich dieses Methodenproblems zu entledigen: „Eine detaillierte Quellenkritik und eine Diskussion ... können hier nicht vertieft werden.“ (S. 29), doch wäre es dann die elegantere Lösung sich an aktuellen, althistorischen Standardwerken entlang zu arbeiten und diese mit den Quellen zu unterfüttern. So hätte vermieden werden können, dass bspw. die Diskussion um die Landreform der Gracchen mit keinem Wort erwähnt und der Themenkomplex der Latifundien in dem gesamten Buch nicht einmal angesprochen wird, obwohl Landbesitz und -verteilung nach Meinung des Rezensenten wichtige Faktoren bei der Rekonstruktion der landwirtschaftlichen Erschließung einer Region sind.

Auch endet die Geschichte Latiums laut T. anscheinend 69 n. Chr., trotz der Eingrenzung des zeitlichen Rahmens der Untersuchung vom „4./3. Jh. v. Chr. bis zum 3./4. Jh. n. Chr.“ (S. 11). Wiederum zielt die Kritik nicht darauf ab, der Arbeit einen stärkeren „klassischen“ altertumswissenschaftlichen Ansatz aufzuzwingen, doch auch ein kurzer historischer Überblick muss methodisch sauber erarbeitet werden.

⁶ Als griffige Einführung wäre hier bspw. Dupont geeignet gewesen: F. Dupont, *Rome, la ville sans origine* (Paris 2011).

⁷ Zum Pilgerzug und den mythischen „Attraktionen“ im Umland Laviniums siehe: A. Hartmann, *Zwischen Relikt und Reliquie. Objektbezogene Erinnerungspraktiken in antiken Gesellschaften* (Berlin 2010) 235-240.

Ein sehr informativer Teil der Arbeit beginnt mit dem Abschnitt „Erdgeschichtliche Genese und aktuelle Landschaftsformen des Untersuchungsgebiets“ (S. 39-46). Hier beschreibt T. das aktuelle Klima und die Naturräume im Untersuchungsgebiet. Hier sei nur als kleines Monitum anzumerken, dass eine Karte, die die besprochenen Regionen voneinander abgrenzt, praktisch gewesen wäre.

Das folgende Kapitel „Geomorphologische Veränderungsprozesse in und seit der Antike“ (S. 47-66) fasst interessante Beobachtungen aus der Literatur zusammen, um dann zu eigenen geoarchäologischen Untersuchungen überzuleiten. T. hat fünf Aufschlüsse im Untersuchungsgebiet dokumentiert, wobei er die Fundorte sowohl geologisch als auch archäologisch anspricht. Hier seien einige kurze Anmerkungen zur Methode erlaubt:

In diesem Abschnitt fällt zum ersten Mal auf, dass ein Katalog mit Fundstellennummern erstellt wurde, auf die dann im Text verwiesen wird, aber der Katalog selbst ist nicht einmal in Auszügen beigegeben (dazu s.u.). Die angezeigten Keramikfragmente sind alle chronologisch undiagnostisch. Da bspw. das abgebildete Amphorenfragment (Taf. 21) vom Standort Via Laurentina weder ein Fuß, Rand noch ein Henkel ist, erscheint es gewagt, wenn nicht unzulässig, das Fragment aufgrund von „Gefäßform, der Matrix und der Art des Brandes“ (S. 61) als kaiserzeitlich anzusprechen. Auch weitere Keramik mit äußerst langen Laufzeiten, wie das Fragment eines Doliums (S. 62) wird in die späte Republik bis frühe Kaiserzeit datiert, obwohl der Autor selbst die schwierige Datierung solch grober Gefäße betont. Das Kapitel schließt mit zwei kurzen Abschnitten zum römischen Recht bezüglich Landschaftsveränderungen und zum Rohstoffabbau. Auch hier wäre es angebracht gewesen wenigstens zu problematisieren, dass Livius' Überlieferung (Liv. 1,33,9 nicht 1,32,9) des Beginns der Salzgewinnung an der Tibermündung in eine mystische Zeit verlegt wird und keine akkurate chronologische Einordnung darstellt (S. 66). Gerade in diesem Kapitel vermisst der Leser eine Synthese schmerzlich. Hier die eigenen Beobachtungen mit Forschungsergebnissen anderer Wissenschaftler zu verschränken und nicht nur lose nebeneinander zu stellen, hätte die eigenen Ergebnisse sinnvoll in den wissenschaftlichen Diskurs eingebettet.

Das sehr kurze Kapitel „Klima und Witterung in der Antike“ (S. 67-68) fasst den Forschungsstand cursorisch zusammen. Warum nicht die Wechselwirkung Vegetation, Klima und Siedlungsverhalten hier thematisiert oder wenigstens theoretisiert wird, bleibt unverständlich.

Das Kapitel „Antike Landwirtschaft und Nutzung des Untersuchungsgebiets“ (S. 69-96) ist ein stärkerer Abschnitt der Arbeit. Hier gelingt es T. die Themen Ackerbau, Holzwirtschaft, Ölgewinnung, Tierhaltung und Fischfang bzw. -zucht in der römischen Antike recht umfassend zu beleuchten. Das Nebeneinander archäologischer Befunde, ethnologischer Vergleiche, historischer Quellen und naturwissenschaftlicher Untersuchungen wie Pollenanalysen liefert ein ausgewogenes und umfassendes Bild. In diesem Kapitel gibt es folglich wenig zu bemängeln: Polygonalmauerwerk im Zusammenhang mit Hangterrassierungen als chronologisches Indiz für eine republikanische Datierung zu werten (S. 73), ist wenigstens diskussionswürdig. Bei der Ölgewinnung und des von T. besprochenen „erzielbaren Ölertrags“ (S. 76) ist zu berücksichtigen, dass Olivenbäume frühesten nach fünf Jahren die erste Ernte liefern und ihre volle Reife erst nach circa 35 Jahren erreichen, was Olivenbäume auch schon in der Antike zu einem Investitionsgut auf Zeit machte. Daran anschließend wäre auch die Frage nach Veredelung von Olivenbäumen spannend gewesen. Es kann wohl auch erwartet werden, dass im Rahmen einer Dissertation entlegene publizierte Theorien, wie die der „Spontaneous Reforestation“, Erwähnung finden⁸, um wenigstens zu theoretisieren, inwieweit invasive Baum- und Pflanzenarten die Flora in der Antike beeinflusst haben.

Der Abschnitt „Bevölkerungsgeschichte und Demographie: Leben und Sterben im Umland Roms“ (S. 97-109) wendet sich einem sehr komplexen Thema der Altertumswissenschaften zu. Kritisch wägt T. die beiden Traditionen des „High Counts“ und des „Low Counts“ gegeneinander ab und erläutert nachvollziehbar die Herleitungen verschiedener Bevölkerungsschätzungen. Darauf folgt eine Auseinandersetzung mit anthropologischen Forschungsergebnissen und Isotopenanalysen. Zuletzt werden der epigraphische und literarische Befund kursorisch besprochen und anthropologische Studien aus den Vesuvstädten als Vergleiche herangezogen. Der Komplexität und antagonistischen Forschungstendenzen geschuldet, liefert T. keine Lösung in diesem Themenbereich, doch wäre es wünschenswert, wenn T. die Argumente gewichtet und dann selbst Stellung bezogen hätte. Wenige weiterführende Überlegungen seien hier angemerkt: Die geringe Anzahl an Kinderbestattungen⁹ im Suburbium von Rom (S. 101) sind möglicherweise der Tradition der *Suggrundaria* geschuldet¹⁰. Wenigstens zu den als zentrale Befunde behandel-

⁸ Beispielsweise zu finden bei: P. Marty et al., Spontaneous Reforestation in a Peri-Mediterranean Landscape: History of Agricultural Systems and Dynamics of Woody Species, in: É. Fouache (Hg.), *The Mediterranean World Environment and History* (Paris 2003) 179-186.

⁹ Ein sprachlich furchtbarer Missgriff ist übrigens im Kindesalter Verstorbene als „... die es nicht geschafft haben ...“ (S. 107) zu bezeichnen.

¹⁰ Dazu der Rezensent: P. Baas, *Suggrundaria – Ein Zeichen sozialer Distinktion in den Nekropolen des Suburbiums von Rom?*, *Hephaistos* 30, 2013, 135-147.

ten Gräberfeldern Osteria del Curato, S. Vittoriono und Vallerano wäre für eine differenzierte Deutung die Dissertation von Jochen Griesbach hilfreich gewesen¹¹. Denn so hätte T. bemerkt, dass die von ihm behandelten Gräberfelder in zwei Gruppen zerfallen. Einerseits Areale, die zu Gräberstraßen gehören, also theoretisch für jeden erwerbbar, und andererseits Nekropolen, die auf Privatbesitz lagen. Somit könnten die unterschiedlichen Altersstrukturen zwischen den Bestattungsarealen und der divergierende Gesundheitszustand der Bestatteten mit der jeweiligen sozialen Gruppe, die das Gräberfeld nutzen konnte oder durfte, zusammenhängen. Innerhalb der privaten Gräberfelder waren sehr wahrscheinlich vom Landbesitzer Abhängige bestattet, was beispielsweise die Häufung abnormal verkrümmter Oberschenkelknochen (über 25 %) und die Häufung von Wirbelsäulenarthrose (über 90 %) in der Nekropole S. Vittorino erklären kann. Dort waren fast nur Arbeiter aus dem benachbarten Steinbruch bestattet¹².

Der bemerkenswerte Umstand, dass die Altersangaben auf Inschriften keiner Normalverteilung folgen, sondern durch 5 und 10 dividierbare Zahlen dominieren¹³, wäre im Kontext der Frage nach Altersstrukturen und dem Quellenwert von Inschriften wichtig gewesen. Zusätzlich wäre zur Abrundung der Argumentation ein Blick in die griechische Archäologie eine willkommene Ergänzung gewesen, um wenigstens zu fragen, ob die „Shotgun“-Methode von Mogens Hansen in variiert Form für Rom anwendbar ist¹⁴. Vor allem wäre die dort genannte Anzahl von 150-200 Personen pro Hektar bewohnten Bau- und Grundstücke eine weitere Bestätigung der von T. aus anderen Quellen gewonnenen Schätzungen. Doch besondere Bedeutung kommt Hansens Methode bei der Schätzung des Verhältnisses Stadt- und Landbevölkerung zu, da seine Kalkulationen nicht auf historischen und philologischen Quellen basieren, sondern auf den Daten von sieben Surveys. Dadurch wäre ein weiterer methodischer Ansatz vertreten gewesen, dessen Anwendbarkeit für T.s Untersuchungszeitraum eine Prüfung verdient hätte.

Das m.E. zentrale, inhaltlich überzeugendste Kapitel mit großem fachlichen Mehrwert „Quantitative Untersuchungen zum römischen Siedlungswesen“ (S. 111-142) erprobt digitale Methoden an den eigenen Befunden. Nicht erklärt wird,

¹¹ J. Griesbach, Villen und Gräber. Siedlungs- und Bestattungsplätze der römischen Kaiserzeit im Suburbium von Rom (Rahden 2007) 96, 102.

¹² Dazu: Baas (a.O.) 141.

¹³ W. R. Macdonell, On the Expectation of Life in Ancient Rome, and in the Provinces of Hispania and Lusitania, and Africa, *Biometrika* 9/3-4, 1913, 367, 378. Dazu: K. Hopkins, On the Probable Age Structure of the Roman Population, *Population Studies* 20/2, 1966, 245-264.

¹⁴ M. Hansen, *The Shotgun Method: The Demography of Ancient Greek City-State Culture* (London 2006).

warum das Untersuchungsgebiet für diesen Abschnitt verkleinert wurde (Vergleiche Taf. 2 mit Taf. 52). T. diskutiert die Anwendungsmöglichkeiten von Kostendistanzanalysen, predictive modelling, Präferenzfaktorenanalyse, Kerndichteanalysen und Sichtfeldanalysen. Dabei geht er schonungslos mit den Methoden ins Gericht und arbeitet so nachvollziehbar ihre Stärken und Schwächen heraus. Besonders beeindruckend für eine altertumswissenschaftliche Arbeit ist T.s Umgang mit statistischen Daten: T. bemüht die gängigen statistischen Begriffe wie Standardabweichung, Cluster und Mediane und wendet die mathematisch korrekten Werkzeuge zu Bewertung und Bereinigung der eigenen Daten an, die häufig so schmerzlich in archäologischen Arbeiten vermisst werden. Dadurch gelingt es ihm, seinen Daten einen gesteigerten Erkenntniswert abzurufen. Dabei demonstriert T. immer wieder ein Problembewusstsein in Bezug auf die Methode und die Datengrundlage. Dieses Kapitel hätte viel stärker in den Vordergrund gerückt werden und alle vorherigen immer in Bezug zu diesem Abschnitt gesetzt werden müssen. Die Beschreibungen der Methoden haben im positivsten Sinne verbindlichen Handbuchcharakter und T. demonstriert, dass kein landschaftsarchäologisches Projekt an diesen Werkzeugen vorbei kommt. Besonders die Kerndichteanalysen (Taf. 79-86), die Hot-Spots menschlicher Aktivität aufdecken, sind, da es sich um statistisch bereinigte Daten handelt, ungemein spannend. Hier hätte T. noch intensiver die identifizierten Mikroregionen untersuchen und seine vorherigen Feststellungen zu Ökologie, Geologie, Siedlungsarchäologie und Landwirtschaft kleinteiliger fokussieren müssen, statt dies nur auf wenigen Seiten zu tun (S. 140-142, 146). Ein solches Vorgehen hätte der Arbeit den methodisch verbindlichen Charakter verliehen den T. anscheinend anstrebt.

Leider gibt es auch in diesem Abschnitt wenige methodische Wermutstropfen: Bei Kostendistanzanalysen ist stets zu bedenken, dass diese von der Software nur in eine Richtung durchgeführt werden, außer man modifiziert die Prozessierung. Sichtfeldanalysen sind m.E. als umfassende Kartographierungsgrundlage wenig zielführend. Punktuell ist es sinnvoll, die Sichtmöglichkeiten zwischen zwei Punkten (bspw. Siedlung und Heiligtum) zu untersuchen, doch die Sichtbezüge von Villen sind bestenfalls, wie T. selbst betont (S. 142), als Tendenzen zu deuten. Insgesamt wären in diesem Kapitel das breite Oeuvre von Philip Verhagen und Axel Posluschny für methodische Fragen zu konsultieren gewesen¹⁵.

¹⁵ In Auswahl: P. Verhagen et al., *The Long and Winding Road: Combining Least Cost Paths and Network Analysis Techniques for Settlement Location Analysis and Predictive Modelling*, in: E. Graeme et al. (Hgg.), *Archaeology in the Digital Era: Papers from the 40th Annual Conference of Computer Applications and Quantitative Methods in Archaeology (Amsterdam 2013)* 357-366; Ders., *On the Road to Nowhere? Least Cost Paths, Accessibility and the Predictive Modelling Perspective*, in: F. Contreras et al. (Hgg.).

Die „Datenkategorien und funktionalen Indikatoren“ (S. 123-130) wirken etwas oberflächlich. Zu behaupten „Vernice nera“ sei „eine Schwarzfirnisware, die in Italien ab dem späten 4. Jh. v. Chr. vornehmlich bis zur Mitte des 1. Jh. v. Chr. ... produziert wurde.“ (S. 123) ist doch arg vereinfachend. Ebenso ist die Terra Sigillata mit einfachen Mitteln besser zu datieren als italische TS entspricht früher Kaiserzeit und afrikanische TS steht für eine späte Datierung (S. 124). Zwar mag gerade bei älteren Fundpublikationen keine genaue Einordnung möglich sein, aber neuere Materialvorlagen ermöglichen eine viel feinere chronologische Gliederung, die Auswirkungen auf die erhobenen Daten gehabt hätte. Wenigstens hätte die recht grobe chronologische Materialeinordnung besser begründet werden müssen.

Markant fällt hingegen ins Gewicht, dass nicht einmal ein knapper Katalog oder eine gekürzte, auf die zentralen Befunde reduzierte, Liste der 2268 Fundstellen (laut Addition der Angaben auf S. 137) vorhanden ist. Eine solch bemerkenswerte Sisyphusarbeit gewinnt durch Publikation ungemein an Wert und ermöglicht eine Nachvollziehbarkeit der Datengrundlage, respektive eine Überprüfung. Das angeführte Argument der unklaren Rechtsgrundlage bei wenigen unpublizierten Fundstellen (S. 153) und statt eines Kataloges eine unaufbereitete Liste der Literatur, aus der die Fundstellen extrahiert wurden, anzufügen (S. 153-155) genügt leider nicht. Die Verweise auf die Fundstellennummern (S. 64-65, 139) sind dann jedoch absolut überflüssig.

Es folgt die „Schlussbetrachtung“ (S. 143-148), in der alle Einzelkapitel nochmals referiert werden. Der sehr prosaische „Epilog“ (S. 148), der mit „Rom wurde nicht an einem Tag erbaut und alle Straßen führten nicht schon immer nach Rom. Die Via Appia wurde nicht an einem Tag gepflastert.“ beginnt, hätte T. sich m.E. sparen können. Leider wird auch in der Schlussbetrachtung kein Versuch einer Synthese oder eines Fazits unternommen. Statt in weiten Teilen, auch noch unvollständig, Literatur zu referieren, wäre eine übergeordnete Fragestellung – und nicht 24 Einzelfragen –, auf die in jedem Kapitel mit Hilfe der eigenen Daten Bezug genommen wird, viel gewinnbringender gewe-

Fusion of Cultures. Proceedings of the 38th Annual Conference on Computer Applications and Quantitative Methods in Archaeology, BAR Int. Series 2494 (Oxford 2013) 383-389; A. Polsuschny, Sehen und gesehen werden – Sichtbarkeitsanalysen als Werkzeug archäologischer Forschungen, in: D. Krausse (Hg.), Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstentümer und ihres territorialen Umlandes (Stuttgart 2008) 367-380. Berücksichtigt hat T.: P. Verhagen, Biting off More than We Can Chew? The Current and Future Role of Digital Techniques in Landscape Archaeology, in: S. Kluiving (Hg.), Landscape Archaeology between Art and Science: From a Multi- to an Interdisciplinary Approach (Amsterdam 2012) 309-320.

sen und hätte die Leistungsfähigkeit der unterschiedlichen Ansätze und Methoden besser verdeutlichen können.

Das Buch schließt mit einem Anhang, der aus einer Zusammenfassung (Deutsch, Englisch, Italienisch), Quellen des Fundstellenkatalogs, Bibliographie, Abbildungsverzeichnis, einer Tabelle und den Tafeln (nicht Abbildungen wie T. behauptet) besteht. Die Tafeln besitzen durchgehend eine gute Qualität. Auf zwei der Fotos eigener Befunde (Taf. 31, 34) sind Werkzeuge, vermutlich anstelle eines Maßstabs, zu sehen, doch sei anzumerken, dass Objekte normierter Größe (bspw. Zigarettenschachteln) für eine solche absolute Notlösung im Feld besser geeignet sind.

Besonders ärgerlich sind Allgemeinplätze, die bei gründlicher Literaturrezeption hätten vermieden werden können: „Unsere Vorstellung der urbanen Topographie Roms wird von Steinbauten dominiert.“ (S. 77). Der Rezensent fühlt sich mit diesem *Pluralis Scientiae* keinesfalls angesprochen, wäre aber mit einer weiterführenden Anmerkung möglicherweise zu überzeugen gewesen. Nennt T. schon selbst zwei Amphitheater aus Holz, dürfte jedem Altertumswissenschaftler klar sein, dass der Großteil Roms in der Republik und Kaiserzeit aus Holzgebäuden bestand. Abschließend wäre hier wenigstens ein Hinweis auf die berühmte Suetonstelle, Augustus habe eine Stadt aus Lehmziegeln vorgefunden und eine Stadt aus Marmor hinterlassen, (Suet. Aug. 28) zielführend gewesen, um die eigene Aussage kritisch und aus einer chronologischen Perspektive zu beleuchten.

In einzelnen Abschnitten fühlt der Leser sich in Ermangelung von Belegen alleine gelassen: „Das von Watts [dazu s. oben] entworfene Bild [Anm. Rezensent: kleiner innerstädtischer Gärten] widerspricht der traditionellen Vorstellung eines dicht besiedelten, hochgradig urbanen Roms, gerade in der späten Republik und frühen Kaiserzeit. Als Gegenargument kann angeführt werden, dass archäologische Belege für die Annahme – mit Ausnahme von Pflanztöpfen – fehlen und literarische Quellen rar und keineswegs zwingend in diese Richtung zu interpretieren sind.“ (S. 70) Hier wäre es wünschenswert gewesen anhand von Literaturverweisen zu zeigen, wessen traditionelle Vorstellung gemeint ist, wo denn Pflanztöpfe gefunden wurden, und die wenigen raren Quellen zu benennen.

Der Arbeit in ihrer Gänze gerecht zu werden ist schwierig, da der Facettenreichtum zwar beeindruckt, doch die methodischen Mängel und das Fehlen eines roten Fadens oder einer übergeordneten Idee die Einzelkapitel des

Werks wie Kompilationen wirken lassen. Der außerordentlichen Breite der Arbeit wurden an vielen Stellen die Tiefe geopfert.

Für eine altertumswissenschaftliche Arbeit, und sei sie noch so sehr einem inter- und multidisziplinären Ansatz verpflichtet, ist eine chronologische Komponente stets zu bedenken. Die Fragen nach Entwicklungen und Prozessen, ob in der Gesellschaft oder Natur, sollten im Zentrum stehen. Leider unterlässt es T., seine Ergebnisse chronologisch verständlich zu strukturieren. Zwar werden historische Ereignisse oder Zeitabschnitte (Republik, Kaiserzeit) immer wieder erwähnt, doch eine Verknüpfung oder Analyse der chronologischen Einzelbeobachtung aus den jeweiligen Kapiteln wird an keinem Punkt angestrebt.

Möglicherweise wird die Rezension T.s Arbeit durch eine Bewertung aus einer „klassischen“ altertumswissenschaftlichen Perspektive nicht gerecht. Die Arbeit war im Fachbereich Geoarchäologie angesiedelt. Es stellt sich die Frage, ob bei einer interdisziplinären Arbeit, die eine zentrale Region und Zeit der „klassischen“ Altertumswissenschaften behandelt, die „klassischen“ Methoden zugunsten vermeintlich moderner geopfert werden dürfen. Gerade die Vereinigung und Verschränkung aller Ansätze bietet Erkenntnispotenzial, doch dafür muss das methodische Grundgerüst in allen Bereichen stimmen. Die oben angeführten Monita zeigen, dass der lapidare Umgang mit den „klassischen“ Methoden nicht nur zu Detailfehlern führt, sondern auch zur Ausblendung zentraler Aspekte.

Es sei an dieser Stelle nochmals betont, dass die Grundidee der Dissertation in ihrer Inter- und Multidisziplinarität wegweisend ist, doch zeigt das Ergebnis, dass ein solcher Ansatz für einen Wissenschaftler alleine, wo ein Forschungsteam von Nöten wäre, überambitioniert gewesen zu sein scheint. Als Einstieg oder Nachschlagewerk (hier erweist sich der fehlende Index als Nachteil) zu naturwissenschaftlichen Methoden der Landschaftsarchäologie oder der computergestützten Analyse von archäologischen Daten ist T.s Monographie sehr gut geeignet.

Leider bleibt festzuhalten, dass ein methodisch so ambitionierter Ansatz wie T. ihn vertritt eine gründlichere Literaturrecherche sowohl im Bereich der methodenkritischen als auch altertumswissenschaftlichen Literatur verlangt. Hier ist viel Potenzial verschenkt worden. Viele der angesprochenen Mängel wären zu beheben gewesen, wenn die Arbeit in ihren altertumswissenschaftlichen Bereichen ebenso fundiert erarbeitet worden wäre wie in ihren naturwissenschaftlichen – soweit ein Klassischer Archäologe das

beurteilen kann. Ob sich ein solches Thema dann für eine Dissertation eignet, könnte man überdenken.

Die Stärke der Arbeit liegt in der Vielfalt der bemühten Methoden und Ansätze. Das Kapitel zur Datenanalyse ist vorbildlich und sucht in der Archäologie seinesgleichen. Leider verhindern die angeführten Mängel, dass T.s Untersuchung den angestrebten methodisch verbindlichen Charakter erhält. So lässt T.s Arbeit erahnen, was ein inter- und multidisziplinäres Projekt zu leisten vermag. Der Versuch einer holistischen Herangehensweise ist T. zugutezuhalten. So kann jeder Wissenschaftler sich mit Hilfe von T.s Werk einen Überblick über die zur Verfügung stehenden Methoden der Landschaftsarchäologie verschaffen und das Potenzial digitaler Methoden ausloten. T.s Versuch, wissenschaftlich groß zu denken, sollte jedem landschaftsarchäologischen Projekt Ansporn sein.

Philipp Baas

E-Mail: P.Baas@gmx.de